



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Lorbeer : Erzählung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

er werde immer nur Gutes bescheren, und gegen Adelung verteidigt er die ästhetischen Ansprüche des sprachlichen Ausdrucks, indem er einer einsichtsvollen geistigen Aristokratie das freie Schöpferrecht bezeichnender Wörter und Wendungen zu wahren sucht.

(Schluß folgt)



## Lorbeer

Erzählung von August Niemann

2



a bist du also hinausgeworfen, gleich beim ersten Besuche vor die Thür gesetzt, sagte sich Herr Nestel, als er seinen Weg verfolgte. Du wirst klug thun, niemand deinen Titel als Hauptmann außer Dienst wissen zu lassen. Er scheint bei Geschäftsleuten wirklich zu diskreditiren. Freilich ist dieser Krügel ein ganz gemeiner Kerl, ein Lohnschreiber. Er hat keinen Begriff von hohen, idealen Zielen. Pfu! Aus der Dichtkunst ein Geschäft zu machen! Da schlägt ihm der Kellner in den Nacken. Nach seinen Briefen hätte ich ihn höher taxirt.

Er ging in seine Pension, zündete die Lampe an und starrte auf den Zettel mit dem Worte Lorbeer.

Symbol der Freude, des Glücks, des Ruhms! sagte er. Trotz allem und allem will ich dich hoch und heilig halten! Unseliger Geschäftsgeist, du verkaufst den Lorbeer für das gemeine Metall, das jeder Krämer leichter verdient als der Dichter! Sollte ich es bereuen, das Schwert mit der Feder vertauscht zu haben? Wäre Cervantes berühmt, wenn er Soldat geblieben und General geworden wäre? Oder die Vegas, wenn sie sich begnügt hätten, zu Lande und zu Wasser für die spanische Krone den Degen zu führen? Und haben nicht auch in der neuesten Zeit Soldaten auf dem Felde der Litteratur Lorbeeren geerntet? Krügel, fahr zur Unterwelt! Ich steige nach oben!

Darauf vertiefte sich Herr Nestel in Gedanken über seinen neuesten Roman, den er zur Hälfte geschrieben hatte. Es sollte ein symbolischer Roman werden, der das Ringen eines Idealisten mit der Welt darstellte. Er hatte mit Herrn Krügel darüber sprechen und diesen erfahrenen Litteraten nach dem geeignetsten Verleger für das Buch fragen wollen. Aber leider hatte ja die Unterhaltung einen unerwünschten Verlauf genommen.

Indem er hierüber grübelte, empfand er plötzlich einen Schmerz in der

linken Brust und fühlte eine Beängstigung, die ihn für eine Viertelstunde fast atem- und besinnungslos machte. Er litt öfter an solchen Herzbeklemmungen, und das war der Grund gewesen, weshalb ihm die Militärärzte das Zeugnis ausgestellt hatten, daß er pensionirt werden mußte. Freilich seinen Abschied hatte Herr Nestel auf alle Fälle nehmen wollen, und er hatte Herrn Krügel die Wahrheit gesagt. Ohne die Sehnsucht nach der Litteratur und dem Lorbeer würde er seinem Herzleiden, das er für unbedeutend hielt, keine Beachtung geschenkt haben.

Als er sich wieder besser fühlte, ging er zum Abendbrot an der gemeinschaftlichen Tafel des Pensionats, die aber nur schwach besucht war, da die meisten Gäste im Theater oder im Konzert waren. Nur der junge Geigenspieler und drei Damen waren anwesend. Nach dem Essen ging die kleine Gesellschaft in den Salon, und der Geigenspieler trug in Begleitung einer der Damen, die Klavier spielte, einige Konzertstücke vor.

Die Dame war eine junge Russin von leidenschaftlicher Beweglichkeit. Sie spielte, als ob ihre Finger elektrische Leitungen wären.

Es ist schade, daß sie nicht übt, flüsterte eine andre Dame Herrn Nestel zu. Sie könnte eine Konzertspielerin ersten Ranges werden, wenn sie sich Mühe gäbe.

Bald stand die Russin auf, setzte sich auf das Sofa, stützte das Kinn auf beide Hände und blickte die übrigen Anwesenden an, ohne an der Unterhaltung teilzunehmen. Nach einer Weile sagte sie: Ich bin ein Mops. Ich mopse mich.

Man lachte. Sehr liebenswürdig! sagte eine Dame. Die Russin sprang auf, lief hinaus, kam in einem Mantel zurück, der bis auf den Boden reichte und mit langhaarigem, weißem Pelz gefüttert war, machte mehrere Knicks und lief laut lachend davon.

Was will sie? fragte Herr Nestel.

Sie wird wohl ein Rendezvous haben, sagte der Geigenspieler mit schweremütigem Tone.

Herr Nestel fühlte das Bedürfnis, zu reden, und setzte die Unterhaltung mit dem jungen Herrn fort.

Haben Sie gehört, Herr Buchwald, fragte er, daß die Sozialisten beabsichtigen, in ihrem Zukunftsstaat jedermann täglich einige Stunden körperlich arbeiten zu lassen, auch die Künstler?

Herr Buchwald schüttelte den Kopf. Ich bekümmere mich nicht um Politik, sagte er.

Aber halten Sie es für möglich, daß die Künstler morgens Holz hacken oder die Straße pflastern oder einen Tisch abhobeln, und dann abends Geige spielen?

Sie könnten schon, aber niemand würde das Spiel gern anhören. Ich

trage nicht einmal gern meinen Geigenkasten, weil mir die Hand dadurch unsicher wird.

Gleichwohl erfordert die gerechte Verteilung der Arbeit, wie die Sozialisten sagen, derartige Dienste auch von den Künstlern. Jedermann soll jede Arbeit übernehmen, wenn auch die verschiedenen Fähigkeiten berücksichtigt werden sollen. Das heißt, man wird im Zukunftsstaat zwar nicht verlangen, daß der Holzhacker geigt, aber wohl, daß der Geiger Holz hackt.

Ich habe so viel zu üben, daß mir keine Zeit bleibt, die sozialistischen Schriften zu lesen. Reden Sie darüber mit meinem Lehrer, Herrn Professor Mantilla. Der ist Sozialist.

Sozialist? Professor Mantilla?

Ja, und ein wahrer Teufel! Das heißt, er ist brillant, ein großer Künstler, und ich liebe und verehere ihn. Aber er ist streng! O, er kann einen zur Verzweiflung bringen. Er sagt, daß der ganze Mensch mit allen seinen Kräften auf seine Kunst gerichtet sein müsse, um etwas zu erreichen. Der würde Ihnen antworten, wenn Sie ihm vorschlägen, täglich einige Stunden Holz zu hacken!

Aber ich schlage es ja nicht vor. Ich wollte nur das Urteil eines Künstlers über die sozialistischen Ideen hören. Denn die Wortführer der sozialdemokratischen Partei gehen ja überhaupt von dem Grundsatz aus, die Menschen seien einander alle sehr ähnlich, wenn nicht völlig gleich an Fähigkeiten, und die Verschiedenheit unter ihnen rühre nur von der gesellschaftlichen Ordnung her. Die rechte Erziehung, sagen sie, wie die künftige sozialistische Gesellschaft sie verleihen könne, würde auf geistigem wie auf körperlichem Gebiet die Gleichheit hervorbringen.

Ich will darüber nicht urteilen, sagte Herr Buchwald. Aber mein Lehrer meint, es gebe ein gewisses Etwas, das angeboren sein müsse, damit ein rechter Künstler entstehe. Übung thue viel und sei unentbehrlich, aber was Übung nicht hervorbringen könne, sei gerade das, was die Hauptsache bei der Kunstleistung bilde. Ein Künstler muß ein Dämon sein.

Diese junge Russin, sagte Herr Nestel, dies Fräulein von Chostatow, scheint mir etwas Dämonisches zu haben.

Die? O ja! Die hat den Ton, den großen Ton.

Den großen Ton?

Ja, es giebt eine gewisse Schönheit im Spiel, die den Zuhörer fesselt und entzückt. Diesen Ton hat auch Mantilla, aber er sagt selbst, daß er ihn nicht lehren könne. Und das macht mich oft verzweifelt, weil ich nicht weiß, ob ich ihn habe. Bringe ich aber diesen Ton nicht heraus, der zur Seele geht, so werde ich niemals Lorbeern ernten, sondern immer ein mehr oder weniger geschickter Handwerker bleiben.

Also nach dem Lorbeer trachten Sie?

Gewiß, und verächtlich ist jeder Künstler, der es nicht thut.

Sa ja, sagte Herr Nestel nachdenklich. Übrigens, um noch einmal auf die sozialistischen Ideen zu kommen: abgesehen davon, daß die Frage praktischer Natur ist, weil sich der Sozialismus immer mehr verbreitet und wohl eines Tages zur Herrschaft kommen könnte — interessant ist die Erwägung der Grundzüge. Sind die Menschen wirklich einander so ähnlich, daß eine Ausgleichung unter ihnen durch die Erziehung im sozialistischen Sinne herbeigeführt werden könnte? Was Sie sagen, spricht dagegen. Die Sozialisten wollen ja überhaupt den Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit aufheben und sagen, die künftige Gesellschaft würde zwar Gelehrte und Künstler jeder Art in ungezählter Menge haben, doch würden diese alle nur in ihren Mußestunden, nämlich nach vollbrachter Handarbeit, ihren Studien und Künsten und dem geselligen Umgang obliegen. Das wäre gewiß sehr schön, denn ich denke, daß viele, wenn nicht alle Gelehrten und Künstler schwache Nerven haben und daran zu Grunde gehen, daß ihre Muskeln nicht genug geübt werden. Die Frage ist nur, ob noch irgend jemand den Lorbeer erringen würde, wenn er nicht, von der Flamme seines Geistes verzehrt, sein Muskeldasein opferte.

Sprechen Sie darüber einmal mit Herrn Professor Mantilla, sagte Herr Buchwald.

Sa, ich möchte ihn wohl kennen lernen. Ich denke, der Lorbeer ist deshalb so kostbar und so heiß begehrt, weil er so selten ist. Gingen alle Leute mit goldnem Kranze, so würde niemand mehr Mühe oder gar sein Leben dafür opfern. Denn das ist das Wesen des Ehrgeizes, daß er sich auszeichnen will, und er ist in der Regel an die Fähigkeit geknüpft. Denken wir uns einen Geist wie den des großen Napoleon in einem Zustande der Gesellschaft, wie ihn der Sozialismus erstrebt! Einen Mann von so klarem Blick, so menschenverachtend, so kühn, so gewissenlos, so ehrgeizig. Er wird in jedem Verhältnis, in jeder Gesellschaft alle Bande der Ordnung sprengen und die Herrschaft erringen. Und wie ist es mit dem, der nicht ehrgeizig, sondern nur geizig ist? Daß er allein etwas hat oder doch mehr als die andern, das ist seine Freude und sein Streben, aber nicht das Geld an sich. Er würde in einem Staate ohne Geld, in einer Gesellschaft, wo alle gleich viel besäßen, wie ein Schatten umherschleichen. Das wäre ja für die Gesellschaft kein Schade, aber alle Menschen, die eine bestimmte Leidenschaft haben, gute oder böse, würden ebenso verkümmern. Was aber gut und was böse ist, kann niemand sagen, die Leidenschaften sind der Wind, der die Segel des Staatschiffs füllt, sind der Dampf, der die Maschine der Gesellschaft treibt. Die Natur selbst hat die Menschen verschieden gemacht und ein wunderbares Orchester geschaffen, das mit den verschiedensten Instrumenten die Symphonie der menschlichen Gesellschaft aufführt. Die Natur spottet der sozialistischen Theorie, insofern diese auf der Gleichheit der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten beruht, aber ich

gebe zu, daß der Sozialismus selbst ein mächtiges Instrument in dem großen Orchester und daß er der Hebel des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft ist. Denn die Gleichheit anzustreben ist schön, wenn auch sie zu erreichen unmöglich ist. Nicht die Gleichheit, sondern die Gerechtigkeit ist die Herrscherin der Welt, die Gerechtigkeit aber teilt jedem zu, was er verdient, nicht allen das selbe.

Schade, daß Sie Herrn Professor Mantilla nicht kennen, sagte der junge Geiger. Er würde Ihnen darauf antworten können.

Herr Nestel wurde neugierig auf die Bekanntschaft des Professors und verabredete mit dem jungen Geiger, daß dieser ihn bei ihm einführen sollte. Dann ging er noch aus, denn die Unterhaltung mit Herrn Buchwald erschien ihm etwas zu einseitig. Er wollte noch ein Glas Bier trinken.

## 3

Dieser Krügel ist ein schrecklicher Mensch, sagte sich Herr Nestel, als er seines Wegs dahinschritt. Seine Art, zu denken, liegt mir förmlich auf den Nerven. Wie ist es möglich, daß ein Litterat von so plattem, ordinärem Geiste in Berlin leben kann? Müßte ihn nicht diese herrliche Stadt, wo sich die geistige Thätigkeit einer großen Nation wie in einem Brennpunkte vieler Gedankenstrahlen vereinigt, müßte sie ihn nicht erhitzen, erglühen machen und zum Brennen bringen? Und der Mensch sitzt da wie ein Frosch! Ja, Berlin ist eine herrliche Stadt! Wie gebildet seine Bewohner, wie fleißig, wie intelligent! Welch ein erhebender Anblick, diese gemeinsame, zielbewußte Kulturarbeit von fast zwei Millionen zu beobachten! Welche Lust für den Schriftsteller, für den Künstler, in dieser Atmosphäre von Thatkraft, Geschmack, allgemeiner Menschenliebe und politischer Begabung zu leben! Dieses Berlin ist gleichsam ein riesiges elektrostatisches Feld, wo selbst Hohlköpfe gleich Teslas luftleeren Röhren und Glaskugeln ohne Drähte vom hellsten elektrischen Licht leuchten müssen. Hier ist der wahre Lorbeerhain!

Er ging in mehrere wundervolle Paläste auf der Friedrichstraße, kehrte aber wieder um, da sie alle so gefüllt waren, daß er daran zweifelte, ein Glas Bier gemächlich trinken zu können. Endlich kehrte er in einem prächtig mit Holz und Eisen geschmückten großen Hause der Behrenstraße ein. Auch hier war es sehr voll, und dichter blauer Rauch in allen Sälen und Gemächern ließ kaum die Fülle der Gestalten erkennen; aber Herr Nestel sagte sich, daß er schwerlich ein besseres Lokal finden würde, da um die Mitternachtsstunde der Bierstrom am stärksten fließe. Er setzte sich an einen Tisch, dessen oberes Ende von zwei Herren besetzt war.

Bald schlugen die Namen Aristoteles, Plato, Goethe an sein Ohr, und er betrachtete sich die beiden Herren genauer. Der eine war noch jung, schwarzlockig und von lebhaften Bewegungen, der andre grauhaarig, von roter Ge-

sichtsfarbe und blauen Glogaugen. Dies Gesicht kam ihm bekannt vor, und er entsann sich, es in illustrierten Journalen abgebildet gesehen zu haben. Der alte Herr war ein namhafter, beinahe berühmter Dichter. Die Unterhaltung war bewegt, Herr Nestel hörte zu.

Jetzt erhob der junge Herr die Stimme und sagte mit Achselzucken: Ich möchte übrigens bemerken, daß der gute Plato und der brave Aristoteles veraltet sind. Es mögen in ihrer Art zu damaliger Zeit tüchtige Leute gewesen sein, aber jetzt haben wir doch ganz andre Autoritäten. Und gar Goethe zu zitiren, ist heutzutage schon ein Verbrechen.

Diese Bemerkung schien dem alten Herrn so sehr zu mißfallen, daß er keine Worte zur Entgegnung fand, denn er erhob zu Herrn Nestels größter Verwunderung ohne viele Umstände die Faust und schlug den jungen Herrn ins Gesicht. Dieser sprang auf und ergriff den Alten am Kragen. Der Alte sprang auch auf, und nun sah Herr Nestel, daß er sehr klein, der junge Herr lang und schlank war. Herr Nestel, voller Empörung, daß solche Auftritte unter gebildeten Leuten und an solcher Stätte vorkommen könnten, zugleich voll Mitleid mit dem Zustande des alten Dichters, der offenbar nicht nüchtern war, mischte sich ein und kam dem alten Herrn zu Hilfe. Es entstand ein kleiner Tumult, doch nahm die Szene, dank dem allgemeinen Lärm der Gläser, Teller und lauten Stimmen von Hunderten, sowie dank dem dichten Rauch schnell ein Ende. Nur wenig Leute achteten auf den Streit, der junge Herr ergriff seinen Hut, rief dem Alten zu, er wäre be—, und ging davon.

Herr Nestel setzte sich zu dem Dichter und merkte, daß dieser allerdings bei einem höhern Stadium der Trunkenheit angekommen war. Das hinderte aber den Alten nicht im Reden, und er bemächtigte sich seines Helfers nun als eines Zuhörers.

Trottel, Trottel sind das, sagte er. Unfre moderne Litteratur ist ein unedler Schwindel. Mein lieber Herr, der Fortschritt, womit der deutsche Biedertrottel prahlt, ist nichts als Humbug.

Sie glauben wirklich? fragte Herr Nestel.

Woher kommen Sie denn, daß Sie das nicht wissen? fragte der Alte. Ich will Ihnen das klar machen.

Ich bin begierig.

Glauben Sie denn, die Menschen würden klüger? Warum schätzen wir denn Homer und Horaz und andre alte Kollegen?

Freilich.

Nun also! Kürzlich las ich das Werk eines modernen Professors der Philosophie über Aristoteles. Dieser Mann schreibt, die Ethik, Politik und Poetik des Aristoteles müßten etwas andres enthalten als die Phronesis, das heißt die sittliche Weisheit, in der Seele des Aristoteles. Er nimmt also an, Wissenschaften könnten objektiv in Büchern enthalten sein, stünden aber nicht

als lebendiger Ausfluß der lebenden Seele da. Woran liegt das? Woher kommt diese Trottelei? Das will ich Ihnen sagen, lieber Herr: die Einfachheit der antiken Denkweise blendet die Modernen, die an die schillernden, künstlichen, vieldeutigen Kunstausdrücke neuerer Philosophen gewöhnt sind. Aber Aristoteles rechnet die Ethik, Politik und Poetik überhaupt nicht zur Wissenschaft, weil er der Wissenschaft Unfehlbarkeit zuerkennt. Die Modernen halten dagegen bescheidenweise immer die neueste Meinung für Wissenschaft. Aristoteles rechnet die Ethik, Politik und Poetik zur praktischen Lebensweisheit, also nicht zur Wissenschaft, und sagt, daß sie jungen Leuten unzugänglich sei, weil Lebenserfahrung erst die sittliche Kraft zur Erkenntnis der Wahrheit ihrer Grundsätze gebe. Der moderne junge Mann vom Feuilleton da glaubte, ein Schriftsteller könnte vortreffliche Werke herausgeben und dabei selbst ein Lump sein, während die Alten das nicht annahmen. Verstehen Sie mich?

Sawohl, sagte Herr Nestel. Bitte fahren Sie fort.

Wer sind Sie denn aber? fragte der Alte.

Herr Nestel nannte seinen Namen und sagte, er wäre der Schriftsteller Nestel. Ich bin sehr erfreut, setzte er hinzu, daß ich das Glück habe, einen hochverehrten Kollegen in Ihnen persönlich kennen zu lernen.

Der Alte brummte etwas in den Bart.

Ich habe jetzt wieder einen Roman fertig, beinahe fertig, sagte Karl Nestel.

Hm! machte der Alte.

Es ist ein symbolischer Roman.

Nur zu! sagte der Alte. Das Publikum hat jetzt Meinung für das Symbolische. Aber es ist Glücksspiel, Honorar werden Sie schwerlich bekommen, ehe der Roman Glück gemacht hat.

Ich lege auf Honorar weniger Gewicht, als darauf, daß der Roman in einem guten, angesehenen Verlage erscheint, sagte Herr Nestel, indem er dachte, es könnte aus dem Bier ebenso wohl wie aus dem Wein ein wahres Wort und ein nützlicher Wink hervorgehen.

Und weshalb wollen Sie einen solchen Verlag, wenn Ihnen am Honorar nicht viel liegt? Übrigens gratulire ich Ihnen, mein lieber Kollege, daß Sie so günstig gestellt sind.

Ich meine, daß das Ansehen des Verlags dem Buche selbst zur Empfehlung dienen würde, wenn ich auch natürlich die Hauptsache von dem Buche selbst erwarte. Ich bin aber mit den geschäftlichen Verhältnissen nicht recht vertraut und möchte mir daher Rat holen.

Ein wirklich gutes Buch, das heißt ein Buch von tieferm Gehalt und ernsterer Bedeutung, paßt überhaupt nicht in einen sogenannten vornehmen Verlag, brummte der Dichter.

Wie meinen Sie das?

Ein Verlag wird vornehm genannt und ist angesehen, wenn er gute Geschäfte macht, Kapital hat, gute Honorare an die Autoren bezahlt und so weiter. Aber reich kann der Verlag doch nur werden und bleiben, wenn er solche Bücher auf den Markt bringt, die das Publikum gern kauft. Das Publikum kauft aber nur solche Bücher gern, die es amüſant und interessant findet, von denen es Belehrung erwartet, und von denen es glaubt, daß ihre Kenntniſs zur Bildung gehöre. Folglich kauft das Publikum nur Schund. Denn es amüſirt ſich über Dummheiten, intereſſirt ſich für Modeware, hält die pedantiſchen Albernheiten der Profefſoren für lehrreich und glaubt ſich verpflichtet, zu wiſſen, wovon alle Welt ſpricht. Alle Welt ſpricht aber beſtändig von Thorheiten, und dieſe löſen einander in unzerreißbarer Kette ab. Folglich bringt ein Verlag, der auf ſeinen Ruf und die Vermehrung ſeines Kapitals hält, keine guten Bücher auf den Markt. Die wirklich guten Bücher, die erſt der Nachwelt bekannt werden und den Autor berühmt machen, wenn er tot iſt, bleiben den kleinen, intelligenten und wahrhaft gebildeten Verlegern, die keine Geſchäftsleute, ſondern Idealisten ſind. Dieſe aber können gar kein Honorar oder doch nur ſehr wenig zahlen.

Und wie machen Sie es denn ſelbſt? Schreiben Sie keine guten Bücher?

Mein lieber Kollege, denken Sie, gute Bücher wüchſen wie die Äpfel auf den Bäumen? Gute Bücher ſind ſelten. In der ganzen Litteratur giebt es keine hundert, von Adam und Eva an bis heute.

Nun, Sie haben doch einen berühmten Namen.

Ich? Wollen Sie mich anpumpen? Ich habe kein Geld. Ich vertrinke es, und von dem Reſt lebt meine Familie.

Ihr Name iſt mir ſehr bekannt, und er genießt allgemeine Verehrung.

Welcher Name? fragte der Alte mit liſtigem Zudrücken des linken Auges.

Welcher Name? Nun, der Ihrige.

Ich habe viele Namen.

Viele?

Ja, viele Namen. Wenn ich immer unter demſelben ſchriebe, würde ich mir ſelber Konkurrenz machen, meine Bücher würden billig werden. Sehen Sie, manchmal ſchreibe ich Sachen, wo Gedanken drin ſind, denn es giebt ein Publikum, das ſo etwas liebt. Dieſe Sachen, wo die Handlung nur dünn iſt wie ein Fädchen, gehen unter dem Namen Nzel Graf Drenſtierna. Dann ſchreibe ich wieder krachige Geſchichten für das große Publikum, wo kein Gedanke drin iſt. Dann heiße ich Leo Graf Oſſipowitſch Mentſchikow. Für die Damen aber, die heutzutage am meiſten leſen, eigentlich ganz allein noch leſen, ſchreibe ich noch ganz beſondere Geſchichten, ein bißchen ſentimental, ein bißchen mit falſchem Pathos, ein bißchen von keuſcher Sinnlichkeit durchwoben. Dann heiße ich Marie Antoinette von Blumenau-Webervogel. Aber immer adlich, das läßt vornehm, das imponirt.

Sie setzen mich in Erstaunen. Aber wie ist es denn mit dem Stil? Erkennt man Sie denn nicht am Stil gleich wieder?

Kleinigkeit. Der Schwede und der Russe verhunzen das gute Deutsch in den Übersetzerjargon, und davon ist das Publikum entzückt. Die Blumenau ist Österreicherin, liegt müde „am“ Divan und hat „auf“ Arzel und Leo vergessen. Das sind so kleine Hilfsmittel. Unter uns gesagt: wenn das Publikum und die Redaktionen der Familienblätter einen wirklich guten Stil vor die Nase kriegen, so halten sie den Autor für ungebildet.

Herr Nestel schüttelte den Kopf.

Sie bezweifeln meine Theorie, sagte der Alte. Sie sind ein Neuling. Sie scheinen zu glauben, gute Bücher fänden Anklang. Ich will Ihnen etwas sagen: wenn ein deutscher Professor über Viehzucht, Ackerbau, Goldwährung und dergleichen praktische Dinge schreibt, so können seine Bücher gut sein und doch weit verbreitet und anerkannt werden. Denn diese Materien gehören zu den nützlichen und haben nichts mit dem höhern Wesen der Seele zu thun. Schreibt aber jemand ein wirklich gutes philosophisches Buch oder einen Roman oder ein Drama, das wirklich bedeutend ist, so zeigt er damit, daß er ein ausgezeichnete Geist ist. Ein solcher Geist aber schwebt in klarer Ätherhöhe über dem Gewirr der Menschheit und hat keine Ähnlichkeit mit seinen Zeitgenossen. Infolgedessen finden sie sein Werk langweilig oder auch empörend, unfittlich, oder wie die Ausdrücke sonst lauten, womit fremdartige Erscheinungen abgethan werden. Also kann das Werk eines philosophischen Dichters nie Erfolg haben, wenigstens nicht zu seinen Lebzeiten. Wer das nun einsieht und Schriftsteller ist, hat die Wahl: entweder schreibt er gut und verzichtet auf das Geld und den Lorbeer, oder er paßt sich dem Zeitgeschmack an und hat Erfolg. Ich für meine Person sage beschämt, daß ich, da ich kein Vermögen habe und doch leben will, nach dem Geschmack des Publikums schreibe und meine Romane in Familienblättern abdrucken lasse.

Einem Manne wie Ihnen zu widersprechen, ist ein Vergnügen, sagte Herr Nestel, denn von Ihnen kann man lernen. Ich möchte Ihnen widersprechen. Denn ich sehe mit andern Augen als Sie in die Welt. Ich bin der Überzeugung, daß die Menschen nicht so einfältig sind, wie Sie annehmen, sondern daß sie ein richtiges Gefühl für das Schöne und das Wahre haben. Nur glaube ich, daß ein großer Künstler dazu nötig ist, um den stumpfern Menschen die Schönheit und Wahrheit anschaulich und verständlich zu machen. Und zwar scheint mir die Leidenschaft die wichtigste Eigenschaft des Künstlers zu sein. Die Leidenschaft des Buches packt die gleichgiltige Menge. Und deshalb möchte ich die philosophischen Werke von den Dichtungen trennen. In den einen waltet die Vernunft, in den andern die Leidenschaft. Der Dichter soll nicht vernünfteln, sondern gestalten.

Das läßt sich hören, sagte der Alte. Was Sie da von der Leidenschaft

sagen, hat etwas wahres. Der Leser wünscht, daß sich der Autor Mühe gegeben habe, daß er bei seiner Arbeit in Schweiß geraten sei, daß er sich womöglich innerlich aufgerieben habe, gerade wie es der Zuschauer im Zirkus liebt, Kunststücke zu sehen, die sehr schwierig, gefährlich, halbsbrecherisch sind. Oder wie es der Zuhörer im Konzert liebt, den Pianisten oder Violinisten wunderbare Künsteleien ausführen zu sehen, bei denen er sich sagt: ich habe fünf Mark für mein Billet gegeben, da verlange ich, daß sich der Mann da oben zehn Jahre gequält hat. Nur darf der Dichter seine Leidenschaft nicht für Dinge aufbieten, die der Leser nicht versteht. Die Romanfiguren müssen um solche Dinge in Leidenschaft geraten, die den Leser selbst aufregen, vor allem um das Geld, dann um ihre liebe Eitelkeit und, nicht zum kleinsten Teil, um ihre Liebesgeschichten. Und deshalb haben auch die Weiber mehr Glück mit ihren Romanen als die Männer, denn die Weiber sind immer aufgeregter und geraten über Kleinigkeiten schon in Leidenschaft. Ein richtiger Kaffeeklatsch mit Verleumdung und Zank ist das Musterbild für einen gangbaren Roman.

O, o! sagte Herr Nestel.

Übrigens, fuhr der Alte fort, ist der Satz von der Leidenschaft auch nicht unbedingt richtig. Vor hundert, vor fünfzig, noch vor dreißig Jahren waren Dichter in der Mode und haben Weltruf erlangt, die ganz ruhig, ganz ohne die heutzutage beliebte Nervosität schrieben. Und dann möchte ich Ihnen noch in einer andern Richtung widersprechen. Jeder Satz drückt einen Gedanken aus, in Dichtungen wie in philosophischen Werken. Je klarer und tiefer die Gedanken sind, desto höher steht auch die Dichtung, und der Gedankeninhalt, nicht die Form, bildet den Unterschied zwischen großen und kleinen Dichtungen. Das erkennen Sie schon daraus, daß ganz leere, jämmerliche Poetaster oft ihr Nichts in reizend klingende Verse und anmutige Prosa hüllen. Und deshalb ist, streng genommen, die Dichtkunst nur ein Teil der Philosophie, wie die Römer mit ihrer Definition das klar aussprechen, indem sie die Philosophie als *rerum humanarum ac divinarum scientia* bezeichneten. Ein schönes Beispiel für meine Anschauung bieten die großartigsten Dichtungen, die wir überhaupt haben, nämlich die Dramen Shakespeares.

Ich kann mich nicht zu der niederschlagenden Ansicht bekehren, daß das Publikum kein Verständnis für gute Bücher haben sollte, sagte Herr Nestel. Abgesehen von Beispielen, die ich anführen könnte, denke ich daran, daß die Weltordnung überhaupt durch Gerechtigkeit aufrecht erhalten wird. Diese aber verlangt, daß das Gute überall siegt. Ich bin der Meinung und Überzeugung, daß jeder, der nicht gerecht, gut und wahrhaftig ist, gegen den allgemeinen mächtigen Strom der sittlichen Gesetze schwimmt und schließlich untergehen muß. Für eine kurze Zeit können ihn mit List errungne kleine Vorteile darüber hinwegtäuschen; aber schließlich wird jeder finden, daß der Lügner sich selbst

belügt, der Dieb sich selbst bestiehlt, der Betrüger sich selbst betrügt und der unehrliche Borger alles mit dem schwersten Zins zurückzahlen muß. Die sind große Männer, die von Anfang an dieses Gesetz der Weltordnung begreifen und befolgen. Wer ein großer Mann werden will, darf weder sich noch das Seinige lieben, sondern allein das Rechte. Und in der Litteratur unterscheiden sich die großen Schriftsteller dadurch von den kleinen, daß sie keine Konzessionen machen, sondern immer schreiben, was ihnen ihr Genie eingiebt, ohne weder rechts noch links, weder auf das Publikum noch auf den Verleger zu blicken.

Sie sind verrückt, sagte der Alte. Deshalb haben Sie auch vielleicht Recht. Denn die Wahnsinnigen gewinnen den Vernünftigen die Preise ab. Vielleicht haben Sie den rechten Dichtervahnsinn, und dann wird Ihnen der Lorbeer nicht fehlen, so wenig wie das Gold.

Herr Nestel bot dem Alten, der nun aufstand, seinen Arm und führte ihn nach Hause.

Unterwegs redete der Trunkne noch manches, aber der Zusammenhang fehlte jetzt völlig.

## 4

Herr Buchwald machte sein Versprechen wahr und führte Herrn Nestel nach einigen Tagen bei seinem Lehrer, Herrn Professor Mantilla, ein. Der berühmte Geigenvirtuose und Konzertmeister lebte im Hause sehr zurückgezogen; nur Dienstags nachmittags kamen Freunde und Bewunderer zu ihm, und seine Tochter Saquenetta reichte dann den Gästen Kaffee und Kuchen.

Der alte Herr glich einer Eule; seine dunkle Hautfarbe erinnerte an seine spanische Abkunft. Saquenetta aber, von einer deutschen Mutter geboren, war ein hübsches und sehr verständig aussehendes Mädchen, bei dem nur die großen braunen Augen etwas ausländisches hatten. Herrn Nestel fiel das starke Unter- gesicht der jungen Dame auf. Das Kinn war massiv, der Mund breit und von dünnen Lippen. Ihr braunes Haar trug sie nicht, wie es Mode war, gekräuselt auf der Stirn, sondern glatt gescheitelt, sodaß die breite, zwar niedrige, aber gewölbte Stirn deutlich zu sehen war. Herrn Nestel mißfiel die junge Dame beim ersten Anblick. Sie kam ihm prosaisch und unweiblich vor. Aber in der Unterhaltung gefiel sie ihm dann besser.

Musizirt wurde nicht. Ein Kapellmeister der königlichen Oper sprach sehr lebhaft zu dem Professor über die materiellen Erfolge der Kunst.

Ich begreife Sie, offen gestanden, nicht, sagte der Kapellmeister. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie es verkehrt anfangen. Sie werfen das Geld weg wie ein Verschwender. Denn wer die Honorare nicht nimmt, die er bekommen könnte, und dadurch jährlich zwölftausend Mark weniger hat, der handelt doch wie einer, der jährlich zwölftausend Mark vergeudet. Eigentlich noch thörichter, denn der andre hat doch wenigstens sein Vergnügen von dem verschwendeten Gelde.

Der Professor antwortete nichts, sondern blickte den Sprecher ruhig unter seinen buschigen Brauen an.

Habe ich nicht Recht, meine Herren? fragte der Kapellmeister die Anwesenden. Herr Professor Mantilla hat einen solchen Ruf, daß selbst von Amerika Schüler zu ihm kommen. Da meldet sich nun solch ein Fremder und ist darauf gefaßt, zwanzig oder dreißig Mark für die Stunde zu bezahlen. Der Herr Professor aber sieht ihn an, läßt sich etwas vorgeigen und jagt den Jüngling entweder fort oder giebt ihm umsonst Unterricht. Vor acht Tagen giebt der Bachverein ein Konzert und bietet dem Herrn Professor fünfhundert Mark für seine Mitwirkung. Der Herr Professor kommt, spielt und weist das Honorar zurück. Sagen Sie, verehrtester Herr Professor, können Sie irgend welche vernünftige Gründe für eine solche Handlungsweise anführen?

Professor Mantilla räusperte sich, rührte seinen Kaffee um, trank und sagte dann: Wie kann ich von Leuten Geld nehmen, die Talent haben? Soll ich dem Talent Hindernisse bereiten? Und wie kann ich Honorar vom Bachverein nehmen, wenn ich weiß, daß gute Musik gemacht wird?

Sind Sie auch Künstlerin? fragte Herr Nestel die junge Dame, während sich die beiden Herren weiter unterhielten.

O nein, entgegnete sie. Ich spiele zwar etwas Klavier, aber Künstlerin bin ich nicht. Dazu gehört heutzutage sehr viel.

Vielleicht. Aber ich bin nicht musikalisch genug, die modernen Kunstleistungen ganz zu würdigen. Ich liebe die herzliche Musik, die den frühern Zeiten genügte; das Rasseln und Donnern der Klaviertiger ist nicht nach meinem Geschmack.

Sa, heutzutage muß alles großartig sein, sagte Saquenetta. Es wird enorme Technik verlangt.

Aber die Technik sollte doch immer nur dienen.

Freilich. Aber das moderne Konzert verlangt nicht nur brillante Technik, sondern auch verständnisvolle Auffassung einer Komposition. Interpretation nennen es die Herren Kritiker. Mein Vater hat eine zu geringe Meinung von meinen Fähigkeiten, als daß er mich hätte ausbilden lassen, und er hat gewiß Recht. Denn zu den Künstlern zu gehören, von denen zwölf auf ein Duzend gehen, ist keine Freude, man muß etwas ausgezeichnetes sein, wenn man einmal Virtuose ist.

Ich habe in Ihrem Vorzimmer mindestens zwanzig große Lorbeerkränze gesehen, sagte Herr Nestel. Gewiß sind Sie sehr stolz auf Ihren Herrn Vater?

Sa, sehr stolz, entgegnete Saquenetta trocken.

Auch ein goldner Lorbeerkranz lag dort unter Glas auf einem Atlaskissen.

Sa, er ist sehr wertvoll. Die Blätter sind ziemlich dick. Schade, daß man nichts damit bezahlen kann.

Diese Bemerkung mißfiel Herrn Nestel, und er wandte sich von der Tochter

ab zum Vater, dessen eigentümliche Persönlichkeit ihn mehr anzog. Aber Mantilla war sehr stumm und schien sich zu langweilen.

Da fiel in der Nähe das Wort Artischocke, und plötzlich richtete Mantilla den gebückten Kopf auf und seine Augen fingen an zu leuchten.

Was wollen Sie zu Artischocken trinken? fragte er. Weißwein? Das ist nichts! Keinen Wein, nur Wasser dürfen Sie trinken, wenn Sie Artischocken wirklich genießen wollen.

Sie scheinen sich auf die Küche zu verstehen, Herr Professor, sagte Herr Nestel.

Ha! rief Mantilla, der ganz lebendig geworden war, die Küche? Man sagt, ich sei Professor der Musik. Haha! Das bin ich auch. Aber, hören Sie, die Küche! die verstehe ich doch noch ganz anders als die Musik. Pah! Es giebt viele Musiker! Aber kochen — Ha!

Kochen ist sehr wichtig, sagte Herr Nestel, der mit Mühe das Lachen zurückhielt. Auch ich lege großen Wert darauf.

Aber wo können sie denn hier gut speisen? fragte der Professor eifrig. Ich frage Sie, wo? Kommen Sie einmal abends zu mir. Saquetta soll uns ein Huhn à la Marengo machen. Ich habe es ihr gelehrt.

Mit Vergnügen!

Als Herr Nestel auf dem Wege nach Hause war, sagte er sich: Es ist doch merkwürdig, daß dieser Künstler, der die Kochkunst höher schätzt als die Musik, die Idee hat, für gute Musik dürfe es kein Geld geben! Es klingt beinahe so, wie in der Heiligen Schrift: sie haben ihren Lohn dahin. Aber das bezieht sich auf sittliche Handlungen, und die Kunstleistung ist doch etwas andres.

Wie? fragte er sich dann, indem ihm sein Gespräch mit dem betrunkenen Dichter wieder einfiel, habe ich denn damals, als ich den Sieg des Guten proklamirte, nicht gerade diese Verwechslung gemacht? Und hat sich nicht der Kollege eine gute Entgegnung entgegen lassen?

Dieser Gedanke ergriff ihn so lebhaft, daß er auf der Straße stehen blieb und mit gesenktem Haupte nachsann. Erst als einige Leute neben ihm auch stehen blieben, da sie anzunehmen schienen, er hätte etwas verloren, setzte er seinen Weg fort.

Wahrhaftig, sagte er sich, wir haben damals eine wichtige Unterscheidung vergessen und so am Ziele vorbeigeschossen. Denn wenn ich auf dem Gebiete des Sittlichen das Rechte weiß, aber das Unrechte thue, so zeige ich mich schwach; wenn ich aber auf dem Gebiete der Kunst das Rechte weiß und das Unrechte thue, so zeige ich mich stark. Bin ich doch ein größerer Künstler, wenn ich es in der Gewalt habe, meinen Stoff zu meinem Zwecke zu biegen, als wenn ich nur meinem Instinkt folge. Weiß ich einen Romanstoff zu behandeln, wie es mir meine Neigung angiebt, setze jedoch meine Neigung hintan

und behandle denselben Stoff nach dem Geschmacke des Publikums, um Geld zu verdienen, so bin ich offenbar so sehr Herr meines Talents, daß ich als Künstler höher stehe, als wenn ich nur ehrlich verführe. Überhaupt steht ja der, der in seiner Kunst oder Wissenschaft zu lügen vermag, nämlich absichtlich zu lügen, stärker da als der, der nur die Wahrheit sagen kann. Der Alte hat sich wohl nur für seine richtige Anschauung nicht der rechten Beweisgründe bedient, obwohl er ja in der Praxis mit seinen Pseudonymen gerade diese Anschauung vertritt. Ich sollte deshalb meinen, daß der ein großer Dichter wäre, der zwar vortreffliche Dichtungen machen könnte, aber davon absähe, weil er materielle Zwecke verfolgte und solche Dichtungen verfaßte, die der Menge gefielen, sodasß er selbst dabei reich würde. Nur müßte er dabei, um sein Gewissen zu sal- viren, auch gute Dichtungen, die seiner eigentlichen Natur entsprächen, für die Nachwelt zurücklassen. Thäte er das nicht, sondern bliebe er ganz auf der Stufe dessen, was der Menge gefällt, so würde er wenigstens den Vorbeer nicht verdienen. Offenbar haben wir es beide, der alte Trunkenbold und ich, damit versäumt, daß wir die Kunst nicht von der Sittlichkeit trennten. Meine schöne Rede über das Verständnis des Publikums für das wahrhaft Gute hätte ich mir auch sparen können, denn allerdings haben die Leute für das sittlich Gute, nicht aber für das künstlerisch Gute den rechten Blick. Zur Ein- sicht in die Kunst gehört künstlerische Bildung. Übrigens hatte der Alte auch damit Unrecht, daß er die Dichtkunst zu einem Teile der Philosophie machen wollte. Weder zur Wissenschaft noch zur praktischen Lebensweisheit gehört die Kunst, sondern sie steht für sich da. Die Dienste, die sie der sittlichen Er- ziehung leistet, sind nur zufälliges Beiwerk, geregelt wird sie durch die ihr eigentümlichen Gesetze. Das Ziel der Kunst ist nur die ästhetische Lust, des- halb hat sie auch mit der Gefinnung des Menschen nichts zu thun. Die Hervorbringung des Kunstwerks, aus dem die ästhetische Lust hervorgeht, er- schöpft die künstlerische Thätigkeit; der Künstler selbst kann dabei ein durchaus unsittlicher Mensch sein. Aber nein, das kann er doch wohl nicht! Hier ist ein Rätsel. Die Seele, die das nötige Feuer zu großen Kunstleistungen hat, dürfte doch wohl zu edel sein, als daß sie auch auf sittlichem Gebiete etwas andres lieben könnte als das Schöne.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Italien. Jede Kunde, die aus dem Lande der Südsrüchte und der Bellagra zu uns bringt, bestätigt die Auffassung der dortigen Lage, die wir seit